

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unerlaubte Eingriffe in Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Abd.-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Der preussische Minister.

Mit den Klümen des Feldes hat einst Eugen Richter die preussischen Minister verglichen; wenn der Wind darüber fährt, dann sind sie dahin, und ihre Stätte kennt man nicht mehr. Diese Charakteristik des preussischen Ministers trifft noch heute zu, sie gilt mit gleichem Recht auch für die höchsten Beamten im Reich, das wenigstens in dieser Beziehung nur ein „Großpreußen“ ist, für die Staatssekretäre und seit der Entlassung des Fürsten Bismarck auch für die Kanzler. Sie wuzeln weder im Volk noch im Parlament, sie wurzeln nur in der Bureaucratie. Ihre Berufung wie ihre Entlassung beruht im letzten Grunde auf einer rein persönlichen Einschätzung. Und weil sie selbst nur in den wenigen Fällen, wo sie zu wollen, deshalb lassen sie sich von den Wahlen trennen, wobei sie nur ein mit peinlichster Sorgfalt vermeiden, nämlich eine Nachgiebigkeit gegenüber der „aura popularis“, weil sie ganz genau wissen, daß es in diesem Falle mit ihrer ständigen Herrlichkeit ein Ende mit Schreden haben würde.

Dieser Satz hat der Abgeordnete Goltz in die Klagen des verstorbenen preussischen Handelsministers Grafen v. Bredow, gegen den Handel, wieder aufgeschickt. Herr Bredow sah im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, ein Fachmann im Eisenbahnbauwesen. Als er Handelsminister werden sollte, sträubte er sich mit Händen und Füßen gegen diese Berufung, weil er davon nichts verstand. Aber man wollte ihn haben, und als schließlich neuer Beamter fragte er sich, „zu verurteilen, was ich nicht mag“, das war er immer noch nicht genug, um ähnlich wie Bredow auf den preussischen Handel loszugehen zu werden. Und der ehemalige Kultusminister Freiherr v. Zedlitz? Und Herr v. Euditz? Und Herr v. Trott zu Solz? Und Herr v. Wolff? Es ist überall dieselbe Geschichte. Beamte, die an irgendeiner Stelle etwas geleistet oder wenigstens in der Öffentlichkeit einen Namen gemacht haben, werden höchstens in Stellenungen geschoben, die ihnen fremd sind und denen sie sich selbst nicht gewachsen fühlen, die sie aber nicht ausweichen wollen und können, teils weil der Mut in der Brust die Spannkraft abt, teils weil sie eine Ablehnung der ihnen zugehenden Beförderung nicht riskieren. Und Herr v. Bethmann Hollweg?

Die Frage ist, ob dieser Ministermangel die Rolle, die dabei die Oberpräsidenten der preussischen Provinzen spielen. Die Oberpräsidenten der Reich, der die Mängel treibt. Aus ihm fließen sie in die Ministerien ab, und aus den Ministerien fließen sie wieder in die Oberpräsidenten zurück. Der Oberpräsident möchte Minister werden, und der Minister sehnt sich nach dem Ruheposten eines Oberpräsidenten. Dabei kann ein Beamter ein sehr guter Oberpräsident und ein sehr schlechter Minister sein. Freiherr v. Zedlitz hat sich in Kassel und Breslau sehr gut bewährt, während er als Kultusminister einen Sturm des Unvolkes gegen sich entsetzte, der nur in der Entfristung über die sogenannte Wahlreform des Ministers des Innern v. Moltke die Gegenstände findet. Und auch Herr v. Moltke war in Königsberg allgemein beliebt und angesehen. Euditz hatte als Oberpräsident seine Verdienste; auch mit Herrn v. Bethmann Hollweg ließ sich leben. Sie entschlüpfen, weil es auch etwas anders ist, ein wichtiges Rad in der Staatsmaschine zu sein, und etwas anderes, die Maschine zu regulieren. Wenn die eine oder die andere preussische Bureaucratie an die Spitze der einzelnen Provinzen gestellt wird, dann bedarf sie sich in vielen Fällen; soll sie aber den Staat leiten, dann verlagst sie viel häufiger.

Die Bureaucratische Abstammung gibt der großen Mehrzahl der preussischen Minister und ihrer Kollegen im Reich etwas Subalternes. Sie haben zu lange geherdet müssen, als daß sie den Mut zum Befehlen finden könnten. Sie arbeiten irgend einen Gesetzentwurf aus oder sie lassen ihn von ihren Geheimräten ausarbeiten; aber es steht nichts von ihrem eigenen Leben, von ihrer eigenen Ueberzeugung darin. „Eigentlich sind die die“, sagten Herr v. Moltke und Herr v. Bethmann Hollweg; „ich bin und indirekt“ sagten Herr v. Heppbrand und Herr Gerold. Und Herr v. Moltke und Herr v. Bethmann Hollweg autoritäten demütig: „Auch nicht übel!“ diese rein Bureaucratische Stellung der Minister nicht über, sondern unter den Parteien diskreditiert das Ministerium viel mehr, als es durch eine offene Parteiregierung geschehen würde. Denn schließlich auch man über die preussischen Minister die Mängel. Sie sind nicht bodenständig; wenn der Wind darüber fährt, — sind sie dahin und ihre Stätte kennt man nicht mehr.

Herr v. Moltke scheint zu fühlen, daß der Wind nächsten wehen wird; er wird froh sein, wieder in irgend einem Oberpräsidium sich von der Berliner Episode auszuheben zu können. Selbstverständlich ist es nur ein Fünftel, wenn als sein Nachfolger der „angeordnete König von Preußen“ Herr v. Heppbrand und genannt wird. Bei seiner Ernennung werden sich der Träger der preussischen Krone zum parlamentarischen Regime bestimmen. Deshalb wird weder der König noch Herr v. Heppbrand wollen; auch Herr v. Heppbrand nicht, weil er natürlich unter unelbständigen und willensschwachen Ministern viel mehr erreichen kann, als wenn er die Last der Verantwortung zu tragen hätte. An Moltkes Stelle wird wieder irgend ein Oberpräsident sein, und Herr v. Heppbrand wird die Rolle des „angeordneten Königs“ spielen. Aber wir läuseln uns nicht darüber, daß der jetzt preussische Minister der Gegenwart auf dem Aussterberbette liegt. Das heutige System muß an seiner Unfruchtbarkeit zugrunde gehen. Und wir verhehlen nicht, daß wir das kommende parlamentarische Regime für einen Fortschritt halten, auch wenn das preussische Volk durch die Mängel der Reaktion hindurch muß. Hinter ihr liegt das geliebte Land.

Neue Kronprinzenbriefe.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

London, 1. April.

Die „Daily Mail“ veröffentlicht heute zwei weitere Briefe des Kronprinzen an den Grafen Hochberg. Beide handeln wesentlich von der Einlösung des vom Grafen seinem Vater gegebenen Ehrenwortes, seinen adeligen Namen abzulegen, sobald er die Dame seiner Wahl heiratet. Der hierauf bezügliche Postus in einem Briefe vom 9. Dezember 1906 lautet:

„Gießer Nach, ich bin der Ansicht, daß es keinen Rückschlag gibt. Du mußt Deinen Namen aufgeben. Wenn die Sache, wie es wahrscheinlich geschieht, bekannt wird, bist Du sicherlich unmöglich und für uns alle verloren. Deshalb tue, was Du vermagst! Höre auf einen alten Freund!“

Ein zweiter Brief vom 7. November lautet:

„Du weißt, wie ich über die ganze Angelegenheit traurig bin. Seit langer Zeit hatte ich gehofft, daß Du sie vergessen würdest, aber Deine Motive sind einwärtsfrei und gereichen Dir zur Ehre. Und dennoch hättest Du es nicht tun sollen. Du hast nun so ziemlich alle Brücken hinter Dir abgebrochen, aber Du wirst, kommt was kommen mag, wir, Gehört und ich, werden immer für Dich dieselben bleiben. Die Gewissensschuldigkeit muß jedoch bedingungslos in Ordnung gebracht werden. Ich lauge bald an, an der Regierung zu arbeiten, was mir sehr angenehm ist. Ich habe in diesem Jahre 19 Hirsche, 35 Wölfe und 3 Gemsen geschossen. Au revoir!“

Die Kronprinzessin verurteilt Graf Hochberg ausdrücklich seinen Freund über den Ehrenpunkt aufzulösen. Er schreibt ihm, daß er seinen Namen unter der Bedingung zu ändern verweigere, daß sein Vater ihm hinreichend Mittel gebe, um in New-York anständig leben zu können, und daß er sich seiner Heirat nicht widersetze. „Statt dessen“, schreibt der junge Hochberg, „ließe ich mein Vater hungern. Ich war ohne einen Dollar und hatte meinen Unterhalt, was natürlich zu nehmen, durch 8 und 8 Arbeit zu verdienen.“ Die „Daily Mail“ bemerkt zu diesen Briefen: „In der ganzen Korrespondenz zeigt sich der Kronprinz als ein aufrichtiger und liebender Freund.“

Unterredung mit Minister Paprikow.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Sofia, 1. April.

Deute hatte ich eine Unterredung mit dem aus Konstantinobel wieder hier eingetroffenen Minister des Innern, Paprikow. Er erklärte mir folgendes über die Ergebnisse der Reise des Jaren und der Minister nach der türkischen Hauptstadt: „In Konstantinobel haben wir uns über die besetzten Fragen unterhalten und sind zu einem Einvernehmen gelangt dahingehend, daß alle diese Fragen durch baldig erfolgende Verhandlungen definitiv gelöst werden. Die Vertragskonflikte werden durch ein ausnahmsweises Reglement über den Grenzschutz beseitigt werden; dieses Reglement kommt keine Bedeutung zu. Von einer Zollunion mit Serbien kann keine Rede sein, weil Serbien bis 1917 durch Handelsverträge mit anderen Staaten gebunden ist. Die Beziehungen zu Serbien sind aber ebenso wie die zur Türkei trotz der Freundschaftsbeziehungen, über einen Besuch der Kaiserin in Sofia ist bisher noch nichts entschieden worden, ebenso wenig über einen Besuch des türkischen Thronfolgers. Weitere Besuche des Jaren Herzogin

Theaterreise.

II. Frankfurt — Köln — Düsseldorf.

von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

Hans Gregor, der Direktor der Berliner Komischen Oper, soll in zwei Jahren nach Frankfurt a. M. kommen. Das sagte schon, daß die Frankfurter sich die Sache überlegen, oder sich wenigstens den Anschein geben, als ob sie es tun. Tatsächlich gibt es keinen anderen ernsthaften Kandidaten, und die Frage ist wohl nur, ob den Händen Gregors die jetzt getrennte Leitung beider städtischen Theater, der Oper und des Schauspielhauses, zusammen übergeben werden soll oder nicht. Für beides ist Gregor vorgezogen, denn wenn Berlin ihn auch nur als Operndirektor kennen gelernt hat, daß er doch mit dem Schauspiel angefangen. Wir wissen, daß er ein Quizmaster ist, dessen Namen für die oft so drastischen Anschläge des Theaters eher zu sein als zu groß ist. Er liebt die Verkleinerungen, die garten Schattierung, das Galablaute und im Licht Gebrochene, und er hat zu einem modernen Theaterpublikum das Zutrauen, daß es nicht mehr wie die Altweltstadt am Krangen gepackt und mit der Nase auf jeden Fuß geföhren werden muß. Wird er es bei Frankfurt zu Recht machen? In dieser Stadt hat, wie in allen alten Städten eines selbstbewußten Bürgertums, die Tradition sehr feste Wurzeln. Der solide Geschäftssinn ihrer Bewohner, der gern mit sicheren Zahlen rednet, wird jedem Experimentator zunächst mit Zurückhaltung begegnen. In Berlin mit seinen vielen unruhigen und veränderungs-süchtigen Elementen hat jeder wirklich neue Mann schnell die Markte hinter sich. Die Gegenpartei ist dann auch rasch auf dem Posten, und es entzweit jener aufregende, unspannende, oft auch abspannende Kampf, der in letzter Linie doch immer dem Fortschritt dient.

Auch in Frankfurt gibt es gewiß eine Schicht, die das Neue will. Aber ich weiß nicht, ob sie im zahlenden Publikum einen Rückhalt besitzt, und ob sie nicht vielmehr ihren Boden nur in den Künstler- und Intendantenkreisen selber hat, die wichtiger sind, weil dem Frankfurter Theater die wogende Strömung mangelt. Briefe von neuen Theatergründungen schweifen genug durch die Luft, und eines davon, das aus dem Kleinsttheater ein ganz modernes „Kombidienhaus“

unter der Leitung des früheren Mannheimer Schauspielers Karlheinz Martin machen will, hat schon festere Gestalt bekommen. Herr Gregor, der seine Befragungsbefunde noch nicht in der Tasche der Vergangenheit liegen lassen will, hat schon eine persönliche Einladung erhalten. Es scheint, man fürchtet ihn, und man will ihm den Wind aus den Segeln nehmen.

Das elegante und mondaine Publikum Frankfurts sieht dem Schauspiel jetzt sehr gegenüber. Vielleicht ändert sich das, wenn die Sentimental eines neuen Mannes sich die Aufmerksamkeit erzwingt. Man geht ins Opernhaus, und man weidet sich dort auch an der Lyrik. Im Schauspielhaus traf ich an den drei Abenden, die ich dort verbrachte, den dankbaren Mittelstand, der sich, wie überall so auch hier, von jeder Kritik absichtlich fernhält und im Theater gläubig ist wie in der Kirche oder noch gläubiger. Herr Emil Claar leitete dieses Institut seit vielen Jahren. Er ist nun ein gewinnbarer alter Herr geworden, der in seinen Ruhestunden noch immer häßliche Gedichte schreibt, und sein Herz gehört gewiß den Dramatikern von der pathetischen und der verächtlichen Komart. Die Alternativen läßt er nur mit größter Vorlicht über die Schwelle. Mit Jben, der ja nun bald schon den heiligen Schein des Klaisfests anlegen kann, ist er natürlich so befreundet, wie heut' jeder Theaterdirektor es sein muß, der sich im Amt halten will. Sein Dazwischen ist zudem einer der verächtlichen Jbenapostel. Es ist Dr. Kaci Jben, der jahrelang mit einem eigenen Jbenfestscheit herumgezogen ist und neben Brahms das Hauptverdienst um die Popularisierung des Dichters in Deutschland hat.

Seine ist der Hauptregisseur des Frankfurter Schauspielers. Alle drei Städte, die ich sah, „Hedda Gabler“, „Der dunkle Punkt“ und „Das Konzert“ haben unter seiner Leitung. Wie selten harke Jbe nicht auf. Nur in Hermann Bahr's „Konzert“, das man mit seiner offeneren, eines sehr heiteren und doch immer normativen Charaktergeprochens auf zu offenen Malen mit Freude sehen kann, war eine Szene ausgezeichnet herausgearbeitet. Man gibt das Stück dort nicht mit den nächsten Strichen, die Brahms am Bestentheater vorgenommen hat. Man zwingt nicht so sehr wie in Berlin die aufwendendstrebenden Elemente, die sich oft bis ins Hofstaatsbüro verlieren, unter das gemeinliche Geheiß eines sehr heiteren und doch immer normativen Charaktergeprochens. Aber doppelt auf hob sich diese Szene des ersten Aktes ab, die zwischen dem klauen Herren Dr. Franz Sura

spielt und der noch viel klügleren Frau des vergrühtesten Pianisten. Der menschliche Untergrund des Auftritts empfängt in der langamen, Unvollständigkeit dieser Szene eine vornehmliche Bedeutung. Und wenn Sura in der ersten Akte eine Wulf, die auch schon in Berlin an verschiedenen Theatern gespielt hat, künstlerisch kaum eine Gleichschwester der Elise Lehmann ist, so lebt doch in Herrn Sura eine zur besten Menschengestaltung hindringende Kraft, die eine ungewöhnliche Entfaltung verpricht. Auch im „Dunklen Punkt“, in der leichteren Rolle des edlen Mohren Dr. Ruch Wohlbleich, führt man, daß der Künstler über den bloßen Spatz hinaus menschliche Jage ohne alle Kulissenreiterei erfährt.

Die von Karl Heine inszenierte „Hedda Gabler“ erschien mir nicht ganz ibereinstimmend. Wenigstens in Nebenrollen gab sie dem Druck ins Theatralische nach, dem auch die zarfekten Kunstschöpfungen auf der Bühne unterliegen, wenn ein aufmerksamer Regisseur nicht immer wieder ihre Schwachheit sichert. Ich weiß, daß wir gerade mit Jben abenden in Berlin aufs äußerste verwendet sind, und daß die Aufnahmen, die Brahms und Reichardt gegeben haben, an schöner Echtheit nicht überboten werden können. In Frankfurt fehlt es, wenn ich aus dem Einbruch dieses einen Abends einen Schluss ziehen darf, für Jben an der stellerischen Material. Zur Hedda Gabler selbst war gut, solange sie das wöchentliche gedungene Reuiter zu spielen hatte. Die Darstellerin Franz Jim, hatte da eine künstlerisch veredelte System und im Gang und auf ihrem bieder, notwendigen und aufreizend süßigen Gesicht eine milde Grazie, die mit dem Wesen der Gestalt ganz identisch war. In der Szene, wo sie das Manuskript verbrennt, überhaupt am Schluss, fehlte der Ausdruck, zu dem die lange verweilte Dämonie der Gestalt geistert werden muß. Herr Herr Paer, der im „Konzert“ seinen Pianisten Ernst mit der Schwere eines ausgeprägten Feuerwerks abrennt, ist ein ganz unmöglicher, akademischer, kalt nachnehmender, sonnenhalender, zu alter, zu schöner, nicht Kloborg, und Fraulein Thessa Kluthammer, die an Frankfurter Schauspielhäuser alle weiblichen Chazgen zwischen dreißig und sechzig Jahren zu spielen scheint, gibt die Zante Julie ohne Herz. Das hat nicht sein. Ein Regisseur, der nicht nur die drei Problematischer und Zerstörer, sondern den eigentlichen Poeten des Geschehens Jben propagieren will, darf an diesen Frauengehalten mit ihrer Güte und selbstloser Reinheit